



Ich erinnere mich noch an die Zeit, da mein eigener Kleidungs-geschmack zwar schon voll ausgeprägt, meine Befugnisse zum Verwalten eines eigenen Klamottenbudgets aber noch nicht in vollem Umfang erteilt worden waren. Ich muss zwölf oder 13 gewesen sein, da brachte mir meine Mutter hin und wieder mal ein „ganz apartes“ Oberteil oder eine „todschicke“ Hose aus der Stadt mit. Mitunter fragte ich mich dann, ob sie und ich vielleicht grundsätzlich auf der Basis unterschiedlicher Wortbedeutungen operierten. Ganz abgesehen davon, dass Wörter wie „ganz apart“ und „todschick“ bei einem Teen der 80er Jahre anaphylaktische Schockzustände auslösen konnten. In meiner pubertären Selbstgerechtigkeit biss ich mich oft an der Frage fest, ob meine Mutter überhaupt wisse, wer ich sei oder wie sie sonst im Ernst darauf kommen konnte, dass ich SO WAS anziehen würde. Hätte ich mir vor 30 Jahren vorstellen können, jemals selbst Mutter zu werden, dann hätte ich mir sicher geschworen, bei meiner Tochter alles anders zu machen. Aber: Hätte, hätte – Fahrradkette.

Töchter bleiben Töchter

von Sibylle Kranich

Neulich war ich mal wieder in der Stadt und sah in einem dieser unzähligen günstigen Klamottenläden für junge Mädchen ein Oberteil und Hose, die ich sofort erstand. Als meine Tochter aus der Schule kam, präsentierte ich ihr freudestrahlend das „ultrasüße Top“ und die „total coole Hose.“ Mit allem hatte ich gerechnet nur nicht mit dem gequälten Lächeln, das im Moment des Auspackens auf ihrem Gesicht erschien. Für einen kurzen Moment war mir, als blicke ich in mein eigenes zwölfjähriges Gesicht. Ich konnte ihre Gedanken förmlich hören: „Uargh, was ist DAS denn? Glaubt DIE im Ernst, dass MIR das gefällt? Wie sage ich es ihr, ohne sie zu kränken? Und warum benutzt sie peinliche Wörter wie ‚ultrasüß‘ und ‚total cool‘?“

Zwei Gedanken haben mich letztlich über ihr höflich hingenscheltes „äh ... danke“ hinweggetröstet. Erstens: Im Verhältnis von Müttern und Teenie-Töchtern ändert sich auch über Jahrzehnte hinweg nichts. Und zweitens: Wenigstens hat der Einzelhandel dazugelernt. Der ist in Sachen Rückgabe und Umtausch in den letzten 30 Jahren nämlich deutlich kulanter geworden.



Warum machen Sie das?

Der Drang nach Freiräumen und nach körperlicher Aktivität ist in meiner Persönlichkeit angelegt. Das hat auch die Motivationsanalyse nach Reiss ergeben. Im Grunde hat sie aber nur bestätigt, was ich schon immer geahnt habe. Auch mein Wunsch nach Unabhängigkeit ist sehr stark ausgeprägt. Deshalb bin ich eindeutig der bessere Solosportler. Früher habe ich Fußball gespielt, aber die Vereinsstrukturen waren mir zu starr. Auch in meinem erlernten Beruf, als Unternehmensberater mit vielen Bürostunden, wäre ich auf Dauer wohl kaum glücklich geworden. Ich habe schnell gemerkt, dass das nicht das ist, wofür mein Herz schlägt. 2008 habe ich mich mit meiner Lauf-Leidenschaft selbstständig gemacht und empfinde es als großes Glück, dass ich heute als Beruf „Abenteurer und Extremläufer“ angeben kann.

Mich zum Laufen zu motivieren, fiel mir nie schwer. Ich liebe die Abgeschlossenheit, die Monotonie und die Stille auf langen Strecken. Früher ging es für mich darum, meine persönlichen Grenzen zu erweitern. Mental und körperlich. Aber ich respektiere meine Grenzen auch. Wenn mein Körper mich zum Aufgeben

zwingt, wie damals bei meinem Lauf durch den Regenwald in Brasilien, dann höre ich auf ihn.

Dieses höher, schneller, weiter ist sowieso nicht mehr mein Ding. Das habe ich in den letzten zwei Jahren immer stärker gemerkt. Ich kann laufen – ja. Und ich kann mich durchbeißen. Das habe ich mir bewiesen. Aber dieser Ego-Trip, der früher mal eine große Rolle gespielt hat, ist vorbei. Ob ich nun 100 Kilometer oder 1000 Kilometer laufe, ist mir nicht mehr wichtig. Beim Laufen und den Vorträgen und Seminaren, die ich gebe, hat sich im Laufe der Zeit meine wahre Berufung herausgeschält. Impulse geben und Menschen motivieren – das ist es, was ich wirklich gut kann und wofür ich brenne. Ich will andere inspirieren – insbesondere junge Menschen.

Jugendliche auf der ganzen Welt zu besuchen, sie kennenzulernen, sie nach ihren Träumen, Sichtweisen und Erwartungen zu befragen und ihnen dabei zu helfen, diese auch zu erreichen – das ist das Ziel, das ich mir als nächstes gesetzt habe. Das Laufen spielt dabei auch eine Rolle. Ohne geht es wohl nicht. Ich will also zu 14- bis 25-Jährigen aller Kontinente laufen und ins Gespräch kommen. Sieben Fragen habe ich festgelegt. „Was ist Dein großer Traum?“ zum Beispiel,

oder: „Was erwartest Du von der Zukunft?“ Ich trage die Antworten der Jugendlichen zusammen und gebe sie weiter. Im Sommer 2019 breche ich auf zur ersten Etappe von Berlin nach Istanbul. 20000 Kilometer und fünf Jahre später, möchte ich der UN-Vollversammlung in New York meine Ergebnisse vortragen. Unterwegs halte ich Vorträge und gebe Workshops. Die Welt verändern werde ich mit meinem Projekt nicht. Das will ich auch nicht. Jedenfalls nicht die Ganze. Aber vielleicht sagt irgendeiner der jungen Menschen, die ich unterwegs treffe, mal irgendwann im Alter zu einem Interviewer: „Als ich jung war, da kam mal so ein Typ zu Fuß in unser Dorf gelaufen und der hat mir gezeigt, dass man das machen kann und soll, was man liebt.“

★

ZUR PERSON: Wüsten, Berge oder mieses Wetter – so gut wie nichts kann den 40-jährigen Extremläufer Norman Bücher (Foto: Christian Frumolt) aus Waldbronn stoppen. Weil ihm „normale Ultraläufe“ zu kurz sind, organisiert der Abenteurer und Extremläufer seine Laufabenteuer, wie den „Run to the rocks“ (1120 Kilometer durch das australische Outback), inzwischen selbst. In den Trainingsphasen ist er als Vortragsredner und Motivationscoach unterwegs. smk



EINE FARBENBLINDE WELT wünscht sich Saraya Gomis, die Antidiskriminierungsbeauftragte des Berliner Bildungssenats. Foto: dpa

Saraya Gomis ist Tochter einer Deutschen und eines Senegalesen. Die Studienrätin wird manchmal beim Bäcker von Fremden gefragt, „wo ich denn herkomme“. Bei einer Konferenz sprechen andere Teilnehmer hartnäckig Englisch mit ihr, nachdem sie schon mehrere Antworten in akzentfreiem Deutsch gegeben hat. In der U-Bahn befühlt ein fremder Mensch neugierig – ohne um Erlaubnis zu fragen – ihre langen Zöpfe. „Ich habe dieser Person dann einfach auch in die Haare gegrabbelt. Komischerweise ist sie dann völlig ausgeflippt.“

Ein rassistischer Tweet über den Maler Noah Becker hat die Debatte über das „N-Wort“ und überhaupt Rassismus im deutschen Alltag nun neu entfacht. Über den Account des sächsischen AfD-Politikers Jens Maier ist ein angeblich von einem Mitarbeiter verfasster Kommentar zu Noah Becker veröffentlicht worden. Darin wurde Becker als „Halbneger“ bezeichnet. Der Tweet bezog sich auf ein

Interview, in dem der Sohn von Tennislegende Boris Becker und Barbara Becker erklärt hatte, Berlin sei im Vergleich zu Paris und London eine „weiße Stadt“. Er selbst sei wegen seiner braunen Haut angegriffen worden. „Noah Becker spricht aus, was viele schwarze Menschen in Deutschland leider Tag für Tag erleben müssen: Sie werden beschimpft, sie werden bei der Jobsuche benachteiligt, sie bekommen keine Wohnung“, sagt die Leiterin der Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Christine Lüders. Viele schwarze Deutsche hätten das Gefühl, als Bürger dieses Landes nicht für voll genommen zu werden, sagt Lüders. „Diesem Eindruck müssen wir entgegenreten – auch indem wir Diskriminierungen offen ansprechen und Rassisten klar in ihre Schranken weisen.“

Saraya Gomis ist Antidiskriminierungsbeauftragte des Berliner Bildungssenats und engagiert sich ehrenamtlich gegen Rassismus und für Chancengleichheit.

Alltagsrassismus in Deutschland

„Dieser kleine Moment der Stille!“

Wenn sie mit jungen Arabern, Türken und Schwarzen in die Deutsche Oper im bürgerlichen Berlin-Charlottenburg geht, erlebt sie diesen „kleinen Moment der Stille“. „Die Stille, diese Blicke, das muss man aushalten.“ Wenn Schüler, Eltern, in seltenen Fällen auch Lehrer, zu ihr kommen, die sich wegen ihrer sexuellen Orientierung, einer Behinderung oder aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert fühlen, kann sie gut nachfühlen, wie es ihnen geht. Denn Diskriminierung hat sie in Berlin auch schon selbst erlebt. Gomis sagt, wenn ein Deutscher türkischer Herkunft von den Menschen in seiner Umgebung immer wieder den Stempel des „Fremden“ und „Anderen“ aufgedrückt bekomme, identifiziere er sich irgendwann auch mit der Gruppe, der er zugeordnet werde. „Wenn er dann schließlich sagt, ‚Ja, ich bin Türke‘, heißt es, ‚Aha, nicht integrierbar‘.“

Gomis lacht viel, auch wenn sie von peinlichen Momenten im gesellschaftlichen Miteinander berichtet. Im Zusammenhang mit ihrem Engagement gegen Rassismus bekommt sie häufig Hass-Mails. Der Grundtenor dieser Mails sei ein befürchteter „Genozid an den Deutschen“, sagt sie. Die Schreiber unterstellten Schwarzen oft, sie seien „übersexualisiert und nicht so intelligent“. Berlin, sagt sie, sei keineswegs so weltoffen, wie oft behauptet werde. Menschen mit

Migrationsgeschichte erlebten hier oft, dass sie vor Lokalen abgewiesen würden. „Sie merken dann, die Hälfte der Orte ist gar nicht für mich. Mir bleibt dann eben die Shisha-Bar.“

Auch die Beschwerden, die bei der Antidiskriminierungsstelle des Bundes eingehen, zeigen, dass man als „phänotypisch differenter“ Mensch in Deutschland ein robustes Nervenkostüm braucht. Eine 19-Jährige meldet sich dort nach einer Fernbusreise von Berlin nach Leipzig. Sie berichtet, der Busfahrer habe sie beim Einsteigen mit den Worten „Ich

„Als anderer Phänotyp braucht man gute Nerven!“

fahre nicht nach Südafrika“ begrüßt. Immerhin: das Busunternehmen schickte später eine Entschuldigung und einen Freifahrtgutschein.

Auch wenn die blöden Sprüche kurzfristig vielleicht mehr schmerzen. Mindestens genauso folgenschwer sind Vorfälle wie der Fall einer dunkelhäutigen Frau, die sich um einen Ausbildungsplatz beworben hat. Bei der Antidiskriminierungsstelle meldete sich die Frau, nachdem das Versicherungsunternehmen seine Absage damit begründet hatte, die Kunden hätten Angst vor ihr. Nicht jeder wird so deut-

lich. Manchmal werden Aussehen und Herkunft zwar nicht thematisiert. Trotzdem erleben Menschen mit afrikanischen Vorfahren häufiger, dass sie bei der Wohnungssuche mehr Absagen erhalten als andere, von Türstehern oft abgewiesen werden und von Fremden auf Drogen angesprochen werden.

Fälle, in denen eine Lehrkraft sagt, „Mohammed geht besser nicht auf das Gymnasium, weil er beim Lernen sicher keine Unterstützung von der Familie erhält“, kennt Gomis aus ihrer beruflichen Praxis. Genau wie den Vorwurf, ein Schüler reagiere zu empfindlich – zum Beispiel wenn immer wieder das „N-Wort“ fällt. Sie stört auch, dass die „kleine Fatima“ im Schulbuch nie das Mathe-Genie ist, sondern immer das arme Flüchtlingsmädchen, „dem Peter und Julia helfen“. Das mit der Hilfe ist sowieso heikel. Der Journalist Mohamed Amjahid, Sohn ehemaliger „Gastarbeiter“ aus Marokko, beschreibt in einem Buch, wie er im Sommer 2015 am Münchner Hauptbahnhof verzweifelt versucht, über die neue „deutsche Willkommenskultur“ zu berichten. Anstatt auf seine Fragen zu antworten, will ihm damals eine „ältere Frau im dirndlartigen Kleid“ unbedingt ein Stück Seife aufdrängen. „Soap is good“, wiederholt sie beharrlich – obwohl er sich ihr als Journalist aus Berlin vorgestellt hat.

Anne-Béatrice Clasmann